



Was gesagt werden muss! Reformation und Judentum

Gespräch mit Rabbiner Dr. Gabór Lengyel

am Vorabend des Reformationstages 2018

Marktkirche Hannover

Was muss gesagt werden? Es muss, wenn es über das Miteinander von Juden und Christen geht, in der Kirche gesprochen werden. Doch zu Beginn erlauben Sie mir einen Ortswechsel: Ich war vor drei Tagen im Theater am Ballhof und habe das Stück Andorra gesehen. Eine moderne Inszenierung des Dramas von Max Frisch. Eine Parabel, in der am Beispiel des Antisemitismus, die Verteidigung eines Volkes, der Andorrianer, studiert werden kann. Scheinbar und glücklicherweise immer noch Schullektüre, denn auch Schulklassen besuchten die Vorstellung. Das Stück, vor 57 Jahren uraufgeführt, erscheint so aktuell wie selten. Immer wieder stehen Menschen am Bauzaun, also an der nationalen Grenze in dieser Inszenierung, und rechtfertigen sich. Schuldig? Keiner. Niemand hat Schuld. Nur am Mord: Natürlich: der Jude. Nationalismus wird laut: „In Andorra sind wir frei und gerecht“. „Die ganze Welt schaut mit Stolz auf dieses Land“, so wird proklamiert und „nur was man im Blut hat“, kann gelingen. Man gefriert bei diesen Sätzen. Sie klingen wie Kopien der nationalistischen Floskeln, die im Rechtsaußen-Lager in unserem Land wieder auftauchen - so deutlich wie seit Jahrzehnten nicht mehr.

In Zeiten, in denen der weltweit mächtigste Rassist, der amerikanische Präsident Donald Trump, die Spaltung und Gewalttätigkeit einer Gesellschaft, die er selbst provoziert und verstärkt hat, anderen vorwirft, ist Schuld immer nur das Problem des anderen. Wenn die Flüchtlingskrise die Mutter aller Probleme ist, dann bleibe ich immer ein unschuldiges Kind.

Die systematische Ent-Schuldigung bekommt ein bizarres Gesicht. Die geistige Verwahrlosung treibt Blüten. Eine Entschuldigung kann nur von denen gewährt werden, die unter den Untaten gelitten haben. Die Opfer von Terror und Krieg, von Antisemitismus und Diskriminierung waren, sie können eine Ent-Schuldung aussprechen. Das christlich-jüdische Verhältnis steht vor der Frage nach der Möglichkeit heilender und geheilten Erinnerungen, die um Gemeinsames und Trennendes, Vertrauen und Misstrauen in der gemeinsamen Geschichte weiß. Die besondere



Schwierigkeit einer solchen Heilung besteht in der Einseitigkeit der durch Christen an Juden begangenen Verletzungen und Verbrechen und die Größe der damit verbundenen christlichen Schuld nicht zuletzt angesichts der Katastrophe der Shoah.

Mich hat die Inszenierung des Theaterstücks gepackt. 40 Jahre, nachdem ich diesen Text im Deutschunterricht gelesen hatte (und ich erinnere noch gut die Diskussionen im Schüler*innenkreis), fragte ich mich nach dem Besuch: Haben wir etwas gelernt? Sind wir vorangekommen, stehen geblieben oder schlimmer noch: Bewegen wir uns zurück in die Vergangenheit? Der jüngst verstorbene Soziologe und Philosoph Zygmunt Baumann schrieb in seinem letzten Buch von der verhängnisvollen Neigung sich in die Nostalgie zu retten. Die Gefühle des Verlusts und der Entwurzelung retten sich in eine globale Nostalgie-Epidemie. Ein schmachtendes Verlangen nach Gemeinschaftlichkeit und gemeinsamer Vergangenheit, eine verzweifelte Sehnsucht nach Kontinuität in einer fragmentierten Welt entsteht, die in der „alten Zeit“ gefunden wird.¹

Diese Suche nach einer verlorenen Heimat driftet in nationalistische Revivals überall auf der Welt. Das furchtbare 20. Jahrhundert, welches - so dachte ich immer - ein Ur-Lehrstück für die Geschichte der Menschheit sei, verkümmert in einem emotionalen Zugriff auf eine Nostalgie, die Tatsachen verschweigt, Geschichte leugnet oder verfälscht und alte Vorurteile wieder belebt und in ihren Wirkungen in Gang setzt. Just in dem Moment, in dem wir uns der historischen Aufgabe hätten stellen sollen, diese reiche, sichere und gesunde Welt mit Sinn zu erfüllen, beerdigen wir stattdessen die Utopie. Und, so scheint es vielen Menschen, wir haben keinen neuen Traum. Jedem Christen, jeder Christin, jedem Juden, jeder Jüdin muss diese Haltung fremd sein. Wenn wir Unglücklichen nicht mehr wissen, wie die Zukunft aussehen sollte, leben wir doch als Glaubende in einer großen Erzählung, die nicht aufgehört hat von einer Zukunft zu erzählen, die uns bevorsteht. Judentum wie Christentum sind zutiefst getränkte Hoffnungsgeschichten, die uns allergisch machen sollten gegen das Alleinstellungsmerkmal der Vergangenheit oder einer kruden Nostalgieversessenheit. Die Propheten- und die Geschichtsbücher der Hebräischen Bibel erzählen von einer Heilszeit, die uns bevorsteht. (Jes 11, 1-5; Jer 32, 6-15, Jes 45, 1-6 + 22-23; 44,24-28; Jes 49,7)

¹ Zygmunt Baumann, *Retrotopia*, Berlin 2017, S.10

Die tägliche Herausforderung für das Miteinander von Christen und Juden kann keine Nostalgie sein. Sie muss eine unablässige theologische, kulturelle und humane Anstrengung sein, das friedliche Zusammenleben der Religionsgeschwister für die Zukunft zu gestalten. Wir müssen weiter an einer *gemeinsamen* Erzählung arbeiten. Für mich ist es das größte Geschenk, dabei immer wieder jüdische Geschwister zu finden, die in einer ehrlich und offen den Dialog mit uns Christen führen. Das ist nicht selbstverständlich. Aber es muss gesagt werden, und ich sage das mit einem großen tiefen Dank, dass wir durch Gabor Lengyel und mit anderen jüdischen Partnerinnen und Partnern Vertrauen aufbauen konnten, die es uns erlauben, kritisch und ehrlich auch schmerzliche Fragen zu thematisieren. Und zwar so, dass daran die Freundschaft nicht zerbricht. Was wären wir ohne diese gemeinsame Suche, in der Sie uns treu begleiten, ermahnen, stärken, lehren und verbunden sind.

Lassen Sie mich auf einige Entwicklungen schauen:

In Bezug auf das **Alte Testament**, die Hebräische Bibel, nehme ich eine gegenläufige Entwicklung wahr. So beobachte ich einerseits eine zunehmende Entfremdung, die sich auch in der Gottesdienstpraxis vieler Kirchengemeinden spiegelt. Sieht die Agende für den Sonntagsgottesdienst drei Lesungen vor, werden in der Praxis sehr oft nur zwei Lesungen gehalten. Meist fällt die Lesung aus dem Alten Testament weg. Das Alte Testament spielt im Leben zahlreicher evangelischer – insbesondere lutherischer - Kirchengemeinden eine geringe Rolle. Andererseits gewinnen die Psalmen. Das älteste Gebetbuch gehört in den Kanon der täglichen Andachten, aller Gottesdienste und seelsorgerlicher Begegnung. Im Gebet, in der Klage, im Erinnern, ja und auch in der Weisheit des Alltags sind wir tief verbunden und nehmen die Schätze der Vorfäter und -Mütter.

Andererseits beobachte ich eine intensive Auseinandersetzung mit der Hebräischen Bibel – nicht nur im akademischen Kontext. Es gibt zahlreiche Christinnen und Christen, unter ihnen auch viele Pfarrer*innen und Religionslehrer*innen, denen die Texte des ersten Teils der Bibel lieb und teuer sind, die sie gern lesen, studieren und predigen. Vor diesem Hintergrund ist zu sehen, dass die neue Ordnung der Lesungen und Predigttexte, die am 1. Advent in unseren Kirchen eingeführt wird, den Anteil von Predigttexten aus dem Alten Testament um ein Drittel erhöht. Neben diesem Beispiel ließen sich zahlreiche andere anführen, in denen die Hebräische Bibel neu entdeckt und studiert wird. Hierzu zählt zum Beispiel die Internationale jüdisch-christliche Bibelwoche, die seit 50 Jahren jährlich in Ohrbeck, in der Nähe von Osnabrück stattfindet,



„Das Alte Testament nicht kennen und verstehen heißt Christus und das Christentum nicht kennen.“, so formulierte der katholische Alttestamentler Erich Zenger pointiert. Es heißt Jesus nicht als Sohn seines Volkes erkennen und verstehen.

Von dem Teil der Bibel, die Juden und Christen miteinander teilen, gingen und gehen wichtige theologische und ethische Impulse für die Welt und die Fürsorge der Menschen aus.

Ich nenne zwei Beispiele:

Ohne die Hebräische Bibel wüssten wir nichts von der Schöpfung der Welt durch Gott und nichts von der Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott.

Die Schöpfungsgeschichte sagt es deutlich: Jeder Mensch, nicht allein Juden oder Christen, ist ein Ebenbild Gottes. Jeder einzelne Mensch auf dieser Welt, wie auch immer sie oder er ist. Unabhängig von der Hautfarbe, unabhängig von der Gestalt des Körpers, unabhängig vom Geschlecht oder Alter; unabhängig auch vom Einkommen und von der Herkunft.

Im Buch Levitikus, dem 3. Moses, im 19. Kapitel findet sich die Aufforderung den Fremdling zu lieben. *„Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der Herr, euer Gott.“* (3. Mos. 19.33-34)

Fremde sollen nicht verachtet, ausgenutzt oder diskriminiert werden. Die Begründung ist eine zweifache. Zum einen wird an die eigene Erfahrung von Unterdrückung in Ägypten erinnert, zum andern wird dieses Gebot mit der Autorität Gottes begründet.

Ohne Kenntnis des ersten Teils der Bibel wüssten wir nichts von Schöpfung und Segen, nichts von der Gerechtigkeit Gottes und seinen Geboten für ein gerechtes Leben miteinander, nichts von Schuld und Sünde, nichts von göttlicher Barmherzigkeit und Vergebung der Sünde, nichts von der Hoffnung auf einen Neuen Himmel und eine Neue Erde. Der Alttestamentler Frank Crüsemann spricht deshalb vom Alten Testament als dem „Wahrheitsraum“ des Neuen Testaments. Würden wir uns auf das Neue Testament beschränken, so würden wir unseren Glauben und unsere Theologie kastrieren, sie unfruchtbar machen, geistig und geistlich.

Denn auch das gehört zum Reformationstag. Martin Luther hat uns eine Fülle reicher geistlicher Auslegungen zum Alten Testament hinterlassen. Wenn wir das Neue Testament angemessen

verstehen wollen und ein biblisch fundiertes Christ-Sein leben wollen, dann geht dies nicht ohne die Hebräische Bibel. Sie ist Teil unserer Heiligen Schrift, ist Wort Gottes, aus dem wir leben. Dieses Wort Gottes verbindet uns mit dem Judentum. „Wir teilen ein Buch und eine Hoffnung“ – sagte Martin Buber. Ich möchte diesen Satz abändern: Wir teilen große Teile einer Bibliothek und darin verbinden uns viele Hoffnungen miteinander. Wir teilen den Auftrag, das Antlitz der Erde menschlicher zu gestalten. Der erste Teil der einen Bibel, den wir mit jüdischen Geschwistern teilen, ist ein gemeinsames Fundament, ist Gotteszeugnis, Kraftquell und Inspiration zugleich. Während meines Studiums in Jerusalem durfte ich erfahren - und erlebe es seitdem immer wieder -, wieviel wir von jüdischer Bibelauslegung lernen können. Zuletzt in der gemeinsamen Auslegung mit Andreas Nachama zu Beginn des Jahres in einem Gottesdienst in einer Dialogpredigt.

Wenn ich auf unsere Beziehungen zum Judentum schaue, bin ich dankbar für die vielen Lernschritte, die unsere Kirche in den vergangenen Jahrzehnten in Bezug auf die Erneuerung des Verhältnisses zum Judentum gegangen ist. Es stimmt, diese Lernschritte wurden durch das Erschrecken über die Shoah angestoßen, sie kamen anfangs nicht aus eigener theologischer Einsicht. Da ist zuerst die Einsicht in das Versagen der Kirche während des Nationalsozialismus; dann die Einsicht, dass dieses Versagen theologische Gründe hatte, nämlich den Irrglauben, Gott habe sein ersterwähltes Volk verworfen; dann die Einsicht in bleibende Erwählung, also den ungekündigten Bund Gottes mit Israel, dem jüdischen Volk. Und schließlich die Erkenntnis, dass Jesus nicht abstrakt Mensch, gleichsam im luftleeren Raum, war, sondern als Jude nicht ohne die Geschichte Gottes mit seinem jüdischen Volk zu denken ist. Aus diesen Einsichten folgt die Absage an jegliche Form von Judenfeindschaft, sei sie politisch, religiös oder antizionistisch.

Dankbar sind wir, dass dieser Weg der Umkehr von jüdischen Partnern gesehen und anerkannt worden ist. Das hat uns dazu befreit, neu aufeinander zuzugehen.

Ich sehe Initiativen in Deutschland und auch in unserer Kirche. (Beispiele: Internationale Jüdisch-christliche Bibelwoche, Aktion Sühnezeichen, Studium in Israel und die Arbeit von Begegnung-Christen und Juden in Niedersachsen und der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit.)

Zugleich sehe ich, dass wir in unserer Aus- und Fortbildung noch erhebliche Defizite haben. Die Aussagen z. B. unserer Synoden, dass die Beziehungen zum Judentum wesentlicher Bestandteil

des christlichen Glaubens ist, haben bisher keinen hinreichenden Niederschlag in unseren Ausbildungen von Haupt- und Ehrenamtlichen gefunden. Ich bin froh, vor wenigen Tagen in Berlin dabei gewesen sein zu können, als eine Idee von mir Wirklichkeit geworden ist: Eine Professur für die Geschichte und Gegenwart des jüdisch-christlichen Verhältnisses, die als Stiftungsprofessur eingerichtet werden wird. Sie kann, und ich hoffe das sehr, auch mit einem jüdischen Lehrstuhlinhaber oder Inhaberin besetzt werden. Neben fast allen Kirchen der EKD hat diese Stiftungsprofessur auch die Volkswagenstiftung und der Deutsche Stifterverband gefördert.

Die reformatorische und insbesondere die lutherische Theologie und Tradition begünstigten die traditionelle christliche Sicht, wonach Israel von Gott verworfen und durch die Kirche als dem neuen Volk Gottes ersetzt worden sei (Enterbungs- und Substitutionslehre). Die seit der Shoah in der Evangelischen Kirche gewachsene neue theologische Einsicht in das besondere Verhältnis der Kirche zum Volk Israel und Gottes Treue zum Bund mit seinem Volk (Röm 9) führte zu einer definitiven Abkehr von dieser Lehre. Doch wir müssen fortwährend diese Lehreinsichten auch zu theologischen Haltungen und Lebenseinsichten machen. Als notwendige Konsequenz des ihr zugewachsenen neuen theologischen Verständnisses Israels hat sich die EKD von allen Formen der sogenannten „Judenmission“ distanziert, die darauf zielen Juden zum Christentum zu bekehren (Erklärung der EKD-Synode in Magerburg, 2016).²

Aktuelle Herausforderungen

Die aktuelle Herausforderung ist der Antisemitismus in unserer Gesellschaft. Ungefähr 20% der Bevölkerung haben eine latent judenfeindliche Einstellung; unter kirchlich gebundenen Menschen sogar etwas höher als in der sonstigen Gesellschaft.

Der Antisemitismus hat viele Gesichter: Gewalttätige Übergriffe auf Jüdinnen und Juden, Schändung jüdischer Gräber, die Leugnung und Relativierung nationalsozialistischer Verbrechen gehören ebenso dazu wie Verschwörungstheorien und Hasspropaganda gegen den Staat Israel. Mit Entsetzen schauen wir auf den schrecklichen Anschlag auf die "Tree of Life"-Synagoge in Pittsburgh. Wir trauern um die Opfer. Wenige Tage vor dem 80. Jahrestag der Novemberpogrome in Deutschland schmerzt diese blinde, fanatische, hasserfüllte antisemitische



Tat ganz besonders. Sie ruft uns dazu auf, gegen Hass, Gewalt und Ausgrenzung aufzustehen! Wir stehen an der Seite unserer jüdischen Geschwister. Es gilt: der christliche Glaube schließt jede Form von Judenfeindschaft aus. Das kann man nicht oft genug sagen, weil es auch in der christlichen Kirche antijüdische Vorstellungen gibt, wenn der Gott der Hebräischen Bibel als ein Gott der Rache, der Gott des Neuen Testaments dem gegenüber als ein Gott der Liebe gesehen wird oder die Vorstellung, das Christentum sei eine höher entwickelte Religion. Der französische Historiker Jules Isaac bezeichnete diese Vorstellungen als *Lehre der Verachtung*. Seit mehreren Jahrzehnten bemühen sich Theologinnen und Pfarrer, diese traditionellen jüdenfeindlichen Vorstellungen in Lehre und Praxis aufzudecken und zu korrigieren.

Neu ist eine Form des Antisemitismus, die sich als Antizionismus versteht. Und hier geht ein beklagenswerter Riss durch unsere Kirche. Auf der einen Seite stehen Menschen, denen aus ökumenischer Verbundenheit das Schicksal der palästinensischen Christen und Christinnen am Herzen liegt. Sie müssen sich fragen lassen, ob ihre Kritik – vielleicht sogar unbewusst – antijüdische Denkmuster aufgreift. Kritik am Staat Israel ist dann antisemitisch, wenn z.B. ein anderer Maßstab an Israel als an andere Staaten gelegt wird oder wenn die Politik des Staates mit dem Genozid der Nationalsozialisten verglichen wird. Auf der anderen Seite stehen die Gruppen, die an einer Erneuerung des Verhältnisses zum Judentum arbeiten oder denen die Solidarität mit dem Staat Israel Priorität hat. Beklagenswert ist, dass zwischen beiden Gruppen kaum Kommunikation herrscht und die Polarisierung weiter zunimmt. „Antisemitismus ist eine Sünde gegen Gott und die Menschheit“, so formulierte es der Ökumenische Rat der Kirchen 1948. Seitdem beziehen die Kirchen immer wieder neu Stellung. Denn: „Jesus von Nazareth wird verraten, wenn Glieder des jüdischen Volkes, in dem er zur Welt kam, als Juden missachtet werden.“

Unter dem Titel „Antisemitismus – Vorurteile, Ausgrenzungen, Projektionen und was wir dagegen tun können“ hat die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), eine Informationsbroschüre herausgegeben, die über Erscheinungsformen, Hintergründe und Ursachen von Antisemitismus aufklärt. Nachdem Judenfeindschaft durch alle Jahrhunderte hin durch Lehre und Praxis der Kirchen begleitet hat, bekennt die Evangelische Kirche ihre Schuld: „Antisemitismus ist Gotteslästerung“, stellt die Broschüre unmissverständlich klar.

Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers weiß sich „im Wissen um die Schuld unserer Kirche“ auf besondere Weise verpflichtet, „in unserer Gesellschaft, in unserer Landeskirche, in



dieser Welt gegen jede Form des Antisemitismus aufzustehen, jeden Antijudaismus theologisch zu widerlegen und gegen alle Kräfte, die in unserer Gesellschaft Jüdinnen und Juden oder die jüdische Geschichte diskreditieren, zu kämpfen“.

Heute gilt es nicht, das Verschiedene zu pflegen, sondern die Gemeinsamkeit zu stärken. Die Versöhnung bleibt der Auftrag, gerade auch dann, wenn das Verschiedene zurzeit noch nicht in allen Punkten überwunden werden kann. Unsere Gemeinschaft ist ein Bekenntnis zu der einen, der einzigen (einsamen) wahren Erzählung der Geschichte Gottes mit den Menschen.

Wir erkennen, wie aus einer schmerzhaften, feindseligen Trennung eine Gemeinschaft langsam wieder zusammenwachsen kann. Diese Erkenntnis schulden wir unserer Welt. Einer Welt, die zerrissen darniederliegt oder aus den Fugen zu geraten scheint. Die Feindseligkeiten und Trennungen nehmen zu. Unsere Geschichte der Wiederannäherung ist auch darin symbolisch, um einer Welt voller Spannung zu sagen, dass tiefe Feindseligkeit überwunden werden kann. Das braucht Geduld und vor allem braucht es eine Geschichte und eine verbindende Glaubensgeschichte.

Reformation als Erneuerung des Glaubens und als Umkehr zielt auf Freiheit. In einer solch ethisch qualifizierten Freiheit wissen sich Christen und Juden miteinander verbunden: „Indem sie G-tt nachfolgen, müssen Juden und Christen Vorbilder geben in Dienst, bedingungsloser Liebe und Heiligkeit. Wir sind alle im heiligen Ebenbild G-ttes geschaffen und Juden wie Christen werden diesem Bund treu bleiben, indem sie gemeinsam eine aktive Rolle bei der Erlösung der Welt übernehmen.“³ So formulierten vor drei Jahren orthodoxe Rabbiner, die Partnerschaft zwischen Juden und Christen. Mehr ist nicht zu sagen.

Ich danke Ihnen.

³ So die Erklärung „*Den Willen unseres Vaters im Himmel tun. Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen*“ einer Gruppe orthodoxer Rabbiner vom 3. Dezember 2015 (http://www.jcrelations.net/To_Do_the_Will_of_Our_Father_in_Heaven_Toward_a_Partnership_between_Jews_and_Ch.5223_0.html?L=3).